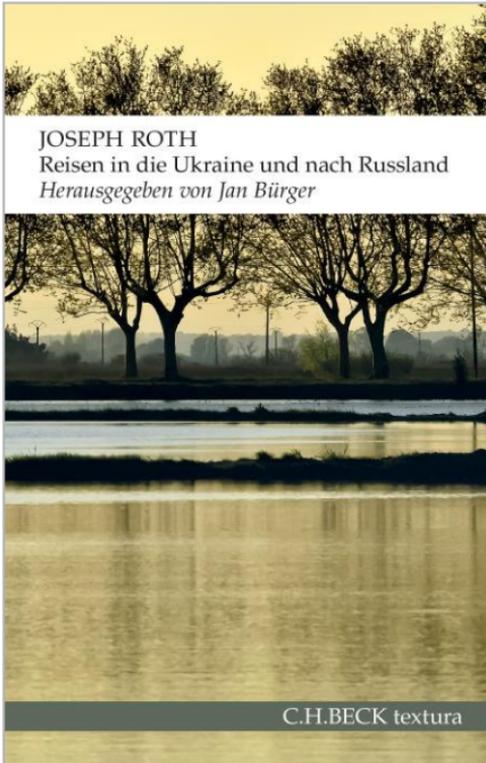


Unverkäufliche Leseprobe



Joseph Roth **Reisen in die Ukraine und nach** **Russland**

136 Seiten mit 2 Karten. Klappenbroschur
ISBN: 978-3-406-67545-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/14295335>

Die ukrainische Minderheit.

Lieber Freund,

während ich mich anschicke, Ihnen über das Volk der Ukrainer zu schreiben, habe ich den Klang seiner Lieder im Ohr und vor meinem Auge das Angesicht seiner Dörfer. Meine ständige Bemühung, Ihnen lieber eine statistische Tatsache als einen lyrischen Eindruck zu vermitteln und bei der Schilderung einer Stadt etwa über der Beschreibung ihrer Atmosphäre die Zahl ihrer Einwohner nicht zu vergessen, störte in diesem Fall der besondere Charakter einer Nation, die niemals dazu kommt, ihre eigenen Statistiken selbst anzulegen, sondern das Unglück hat, von Völkern, von denen sie regiert wird, gezählt, eingeteilt und überhaupt «behandelt» zu werden. In diesem Europa, in dem die möglichst große Selbständigkeit der Nationen das oberste Prinzip der Friedensschlüsse, Gebietsteilungen und Staaten Gründungen war, hätte es den europäischen und amerikanischen Kennern der Geographie nicht passieren dürfen, daß ein großes Volk von 30 Millionen in mehrere nationale Minderheiten zerschlagen, in verschiedenen Staaten weiterlebe. Zwingt man sich (wider sein besseres Wissen) zu jener naiven Anschauung, daß die Nationen in Europa in säuberlich voneinander getrennten Gebieten leben, wie auf Schachbrettern, so ist nicht einzusehen, weshalb man ein großes Volk einfach vergaß und weshalb man das Gebiet, auf dem es lebt, nicht zusammenzuschließen versuchte, sondern neuerlich aufteilte. Die Ukrainer,

die in Rußland, in Polen, in der Tschechoslowakei, in Rumänien vorhanden sind, verdienen gewiß einen eigenen Staat, wie jedes ihrer Wirtsvölker. Aber sie kommen in den Lehrbüchern, aus denen die Weltaufteiler ihre Kenntnisse beziehen, weniger ausführlich vor als in der Natur – und das ist ihr Verhängnis.

Wie Sie wissen, gehört heute das größte geschlossene ukrainische Gebiet zum Verband der Sowjetstaaten. Ihre weitesten nationalen Freiheiten und Rechte haben die Ukrainer in Sowjet-Rußland, weil dort die nationale Autonomie der Minderheiten ein heiliges Prestige-Gebot ist. In der polnischen Republik dagegen sind von allen nationalen Minderheiten – Weißrussen, Juden, Deutschen – die Ukrainer neben den Litauern die unzufriedensten. Der plötzlich nach einer jäh unterbrochenen Entwicklung wiedererstandene polnische Staat versuchte automatisch (und jedenfalls mehr aus einer Reaktion gegen das eben überwundene Unglück als aus einer natürlichen Veranlagung, die man ihm vorwirft), sich als einen Nationalstaat zu betrachten und danach seine Minderheiten zu behandeln. Er, der erst vor zehn Jahren entstanden war, muß langsam die Entwicklung nachholen, die andere Staaten in den letzten 50 Jahren gemacht haben.

Die Ukrainer begrüßten ihn nicht freundlich. Ihre vollendete Niederlage in Ostgalizien, das Unverständnis, dem ihre Vertreter bei den Siegerstaaten begegneten, bestimmten ihr feindseliges, zumindest mißtrauisches Verhalten gegen den polnischen Staat seit dem ersten Tag seiner Entstehung. Es hat sich bis heute nicht geändert. Das Verhältnis zwischen Ukrainern und Polen wird heute gestört: durch eine aktive Propaganda der Sowjets und noch mehr durch eine Art passiver Vorbildlichkeit. Denn selbst der dümmste ukrainische Bauer bedarf nicht erst eines sowjetrus-

sischen Agitators, um jenseits der nahen Grenze die vollkommene und beinahe übertriebene nationale Autonomie zu sehen, deren sich die Sowjet-Ukrainer bedienen dürfen. Schließlich kommt noch ein soziales Moment hinzu: die große Masse der ukrainischen Landbevölkerung bilden kleine und arme Bauern, die von polnischen Grundbesitzern abhängig sind. Vielleicht würde den kleinen Bauer, der nicht lesen und schreiben kann, die Frage der ukrainischen Universität gar nicht bekümmern, wenn er nicht wüßte, daß Schulen und Universität ihm von jener Seite verweigert werden, die er die «herrschaftliche» nennt. Nur durch die materielle Abhängigkeit der Bauern von den polnischen Besitzern kam es zu dieser überraschenden Popularisierung der national-ukrainischen Idee, deren Träger und Verbreiter noch vor ein paar Jahrzehnten eine geringe Schicht Intellektueller gewesen war.

Eigentlich gehörte sie einer anderen Welt an als die geführten Bauernmassen – und wenn nicht einer anderen Welt, so doch einer anderen Interessensphäre. Ein Teil der Intellektuellen erlag der zaristischen allrussischen Propaganda gegen Österreich, nannte sich «russophil» und vermochte eine große Anzahl der Bauern für Rußland zu gewinnen. Diese «Russophilen» sind heute im Aussterben begriffen. Denn immer – und heute wie vor dem Krieg – werden die Tendenzen und Strömungen in den außerrussischen Teilen der ukrainischen Nation von Rußland bestimmt. Als der Zar noch regierte und keine Ukrainer, sondern nur «Klein-Russen» kennen wollte, neigten Teile der österreichischen Ukrainer zum Zarentum, zum orthodoxen Glauben und zum Russentum. Heute, da die Sowjets regieren und die ukrainische Nation anerkennen, neigen Teile der polnischen Ukrainer zum Kommunismus.

Darüber täuscht die politische Parteiengruppierung der Ukrainer in Polen auch nicht hinweg. Charakteristischer als die große bürgerliche Partei der nationalen Ukrainer, die «Undo» und als die noch bedeutendere Partei der «ukrainischen Radikalsozialisten» scheinen mir die Vorgänge zu sein, die ich selbst beobachten durfte und ich Ihnen zusammenfassend etwa so formulieren würde: Ein großer Teil der ukrainischen intellektuellen Jugend sympathisiert mit Sowjetrußland und dem Kommunismus. Aus ihren Reihen rekrutieren sich die fleißigsten Agitatoren, die bei den armen Bauern williges Gehör finden. Allmählich und ständig wächst die Zahl der sowjetfreundlichen ukrainischen Bauern, die nur von einer sozialen Revolution eine nationale Befreiung erhoffen und denen beides gleich erstrebenswert erscheint. Die vielen Hochverratsprozesse, die der polnische Staat gegen Ukrainer inszeniert, können nur noch die bürgerlichen Teile der ukrainischen Nation ebenfalls für Sowjetrußland gewinnen.

Ich hoffe, lieber Freund, daß Sie mir bis hierher gefolgt sind, ohne ungeduldig geworden zu sein. Die Gewissenlosigkeit, die ich haben müßte, um Ihnen in einigen Zügen den sogenannten «Nationalcharakter» der Ukrainer zu schildern, besitze ich nicht. Nur der Vollständigkeit halber – und ohne seine Meinung zu teilen – übermittle ich Ihnen hier, was mir ein polnischer Freund über die Ukrainer gesagt hat. Er nannte sie: dickköpfig, harthörig und grob. Von ihren intellektuellen Führern und Politikern behauptete er, sie hätten die «falsche Eleganz von Provinzphotographen» und «die unelastische Charakterstärke halbgebildeter Fanatiker». Ähnliche Urteile hörte ich oft, wenn auch nicht so scharf und höhnisch formulierte.

Was ich selbst von den Ukrainern weiß? Nicht sehr viel: Ich erinnere mich an einen griechisch-katholischen Feiertag im Sommer. Auf dem Hügel über dem Dorf leuchtete die weiße Kirche, von einem grünen Friedhof umgeben. Auf ihrer Kuppel aus grauem Blech glänzte ein goldenes Kreuz. Man konnte, wenn man die Hand über die Augen hielt, die große Glocke in der Mitte des Glockenstuhls schwingen sehen und links und rechts von ihr die zwei kleinen. Auf den tiefen, dichten und dicken Strohdächern der niedrigen Hütten lag die Sonne wie in mehreren Schichten, ein Haufen aufgebetteter Sonne. Stand man vor dem Eingang zur Kirche, so sah man rings im flachen Land die vielen geraden und gewundenen Straßen und in der Ferne ein zweites Dorf und dann noch ein drittes. Aus allen Dörfern – in denen es keine Kirche gab – strömten die Menschen herbei. Die Bäuerinnen trugen grüne, rote und weiße Schürzen über weißen Kleidern und die Bauern große gelbe Stroh Hüte, weiße Hemden und schwarze Stiefel mit kurzen Schäften. Die Bäuerinnen trugen hohe Schnürstiefel an den Socken zusammengebunden über der Schulter und gingen barfuß. Die ganze Welt war voller Licht, der blaue Himmel ging in einer ganz weiten Ferne in einen schmalen silbernen Streifen über, mit dem er rings um die Erde geschmiedet zu sein schien. Alles war klar, es gab kein Geheimnis in der Welt, keine zweideutige Farbe, keine Ahnung. Sogar die Bettler vor der Kirche steckten in scharf konturierten Lumpen aus einem selbstverständlichen Braun, und die Krüppel, denen Beine und Arme fehlten, waren nicht wie Verstümmelte, sondern in ihrer Mangelhaftigkeit Vollkommene.

Ich behalte dieses Bild in der Erinnerung, wie unter einer glä-

sernen Decke, und glaube, daß es charakteristisch ist für das simple ukrainische Land. Wäre ich jetzt bei Ihnen, ich versuchte, Ihnen ein ukrainisches Lied vorzusingen. Diese Lieder sind die schönsten, die ich im Osten Europas gehört habe. Sie sind so einfache Äußerungen der Natur und des täglichen Lebens wie Gras auf einer Wiese und ein junges Mädchen, das eine Sichel trägt. Ebenso einfach wie die zackigen bunten Muster an den Kragen und Manschetten der Hemdblusen, die das Volk trägt und in denen ein tiefes, fast bräunliches Rot mit einem ganz dunklen Gewitterwolken-Blau abwechselt.

Einen ukrainischen Bauer behalte ich im Gedächtnis, der noch nie eine Eisenbahn gesehn hatte und der mir einmal sagte: «Zu Fuß komme ich später an als Sie mit der Eisenbahn, aber ich will ja auch gar nicht dorthin, wo Sie ankommen wollen.» Er hatte ein winziges Gesicht aus braunem Leder. Seine Augen verbarg er, wenn er sprach, unter den Lidern, als wäre es ihm zu verschwenderisch erschienen, zu sprechen und auch noch zu schauen.

Erklären Sie sich, lieber Freund, aus diesen Brocken den «Charakter des Volkes», wenn Sie Lust haben. Es ist von der Zivilisation weiter entfernt als seit der Revolution das russische und als (seit jeher) das polnische. Es ist unwissend, arm, zerschnitten und schön.

Ich werde Ihnen bei einer anderen Gelegenheit von seiner Literatur berichten.

Ihr ergebener

Joseph Roth.

*Sechste Folge der achteiligen Serie «Briefe aus Polen»,
Frankfurter Zeitung, 12. August 1928*

Lemberg, die Stadt.

Es ist eine große Vermessenheit, Städte beschreiben zu wollen. Städte haben viele Gesichter, viele Launen, tausend Richtungen, bunte Ziele, düstere Geheimnisse, heitere Geheimnisse. Städte verbergen viel und offenbaren viel, jede ist eine Einheit, jede eine Vielheit, jede hat mehr Zeit, als ein Berichterstatter, als ein Mensch, als eine Gruppe, als eine Nation. Die Städte überleben Völker, denen sie ihre Existenz verdanken und Sprachen, in denen ihre Baumeister sich verständigt haben. Geburt, Leben und Tod einer Stadt hängen von vielen Gesetzen ab, die man in kein Schema bringen kann, die keine Regel zulassen. Es sind Ausnahmsgesetze.

Ich könnte Häuser beschreiben, Straßenzüge, Plätze, Kirchen, Fassaden, Portale, Parkanlagen, Familien, Baustile, Einwohnergruppen, Behörden und Denkmäler. Das ergäbe ebensowenig das Wesen einer Stadt, wie die Angabe einer bestimmten Anzahl von Celsiusgraden die Temperatur eines Landstriches vorstellbar macht. (In Berlin friert man schon bei plus 15 Grad Celsius.) Man müßte die Fähigkeit haben, die Farbe, den Duft, die Dichtigkeit, die Freundlichkeit der Luft mit Worten auszudrücken; das, was man aus Mangel einer treffenden Bezeichnung mit dem wissenschaftlichen Begriff: «Atmosphäre» ausdrücken muß. Es gibt Städte, in denen es nach Sauerkraut riecht. Dagegen hilft kein Barock. Ich kam an einem Sonntagabend in eine kleine ostgalizische Stadt. Sie hatte eine Hauptstraße mit ganz gleichgül-

tigen Häusern. Jüdische Händler wohnen in dieser Stadt, ruthenische Handwerker und polnische Beamte. Der Bürgersteig ist holprig, der Fahrdamm wie die Nachbildung einer Gebirgskette. Die Kanalisation ist mangelhaft. In den kleinen Seitengassen trocknet Wäsche, rotgestreift und blaukariert. Hier müßte es doch nach Zwiebeln duften, verstaubter Häuslichkeit und altem Moder?

Nein! In der Hauptstraße dieser Stadt entwickelte sich der obligate Korso. Die Kleidung der Männer vor von einer selbstverständlichen, sachlichen Eleganz. Die jungen Mädchen schwärmten aus wie Schwalben, mit hurtiger, zielsicherer Anmut. Ein heiterer Bettler bat mit vornehmem Bedauern um ein Almosen – und es tat ihm leid, daß er gezwungen war, mich zu belästigen. Man hörte russisch, polnisch, rumänisch, deutsch und jiddisch. Es war wie eine kleine Filiale der großen Welt. Dennoch gibt es in dieser Stadt kein Museum, kein Theater, keine Zeitung. Aber dafür eine jener «Talmud-Thora-Schulen», aus denen europäische Gelehrte, Schriftsteller, Religionsphilosophen hervorgehen; und Mystiker, Rabbiner, Warenhausbesitzer.

In dieser Stadt lernte ich zufällig einen Gymnasiallehrer kennen. Er sagte: «Sie sind aus Deutschland? Erklären Sie mir, was aus der Entdeckung des Professors geworden ist, der Gold aus Quecksilber gewinnt. Was bleibt dann noch? Was ist außerdem im Quecksilber enthalten? Ich muß fortwährend darüber nachdenken. Sie müssen wissen, daß ich sehr viel Zeit habe. Wenn ich so viel Geld hätte, ich würde nach Deutschland fahren und mich informieren. Es läßt mir keine Ruhe!» So sprach der Mann. Er wird wieder zwei Jahre warten, bis jemand aus Deutschland kommt.

Solche Menschen gedeihen in kleinen ostgalizischen Städten. In den größeren würden sie wahrscheinlich auch gedeihen. Aber es gibt keine größeren. In Ostgalizien gibt es nur eine: die Stadt Lemberg.

In diese Stadt bin ich zweimal gewissermaßen als ein Sieger eingezogen, und das war nicht ganz ungefährlich. Lange Zeit war sie eine «Etappe», Sitz eines österreichischen Armeekommandos, einer deutschen Feldzeitung, vieler Militärämter, einer k. u. k. Personalsammelstelle, einer «Offiziersmenage». Es gab eine Militärpolizei, eine «Kundschafter- und Nachrichtenstelle», ein österreichisches und ein deutsches Bahnhofskommando, Krankenhäuser, Epidemien und Kriegsberichterstatter. Hier hauste der Krieg, hier hausten seine Begleiterscheinungen, die schlimmer, weil sie dauerhafter waren. Um diese Stadt kämpften nach dem Zusammenbruch Polen und Ruthenen, und hier ereignete sich der Novemberpogrom. Und heute noch sieht Lemberg wie eine Etappe aus.

Die Hauptstraße hieß einmal: «Karl-Ludwigstraße», aus Loyalität gegenüber dem Herrscherhause. Heute heißt sie: «Die Straße der Legionen». Es sind die polnischen Legionen gemeint. Hier war einmal der Corso der österreichischen Offiziere. Heute spazieren die polnischen Offiziere. Hier hörte man immer deutsch, polnisch, ruthenisch. Man spricht heute: polnisch, deutsch und ruthenisch. In der Nähe des Theaters, das am unteren Ende die Straße abgrenzt, sprechen die Menschen jiddisch. Immer sprachen sie so in dieser Gegend. Sie werden wahrscheinlich niemals anders reden.

Gegen diese Vielsprachigkeit wehrt sich das neugestärkte, durch die jüngste Entwicklung der Geschichte gewissermaßen

bestätigte polnische Nationalbewußtsein – mit Unrecht. Junge und kleine Nationen sind empfindlich. Große sind es manchmal auch. Nationale und sprachliche Einheitlichkeit kann eine Stärke sein, nationale und sprachliche Vielfältigkeit ist es immer. In diesem Sinn ist Lemberg eine Bereicherung des polnischen Staates. Es ist ein bunter Fleck im Osten Europas, dort, wo es noch lange nicht anfängt, bunt zu werden. Die Stadt ist ein bunter Fleck: rot-weiß, blau-gelb und ein bißchen schwarz-gelb. Ich wüßte nicht, wem das schaden könnte.

Diese Buntheit schreit nicht, blendet nicht, macht kein Aufsehen, ist nicht um ihrer selbst willen da, wie die Buntheit balkanisch-orientalischer Städte, wie die Budapester zum Beispiel, das balkanischer ist als der Balkan. Die polyglotte Farbigkeit der Stadt Lemberg ist wie am frühen Morgen noch im Halbschlummer, schon in halber Wachheit. Es ist, wie die erste Jugend einer Buntheit. Junge Bäuerinnen mit Körben fahren im Bauernwagen durch die Hauptstraße, Heu duftet. Ein Drehorgelmann spielt ein Volkslied. Stroh und Häcksel sind über den Fahrdamm gestreut. Die Damen, die in die Konditorei gehen, tragen die letzten Toiletten aus Paris, Kleider, die bereits den Anspruch erheben, «Schöpfungen» zu sein. In den Seitenstraßen staubt man Teppiche.

Adam Mickiewicz, der große polnische Dichter, steht in der Straßenmitte. Kaftanjuden patrouillieren zu seinen Füßen, die Wachtposten des Handels. Ein Mann mit einem Sack über der rechten Schulter schreit «Handele!» mit melodischer Weinerlichkeit. Das hindert keinen einzigen der schlanken, sehr kriegerischen Kavallerieoffiziere, mit seinem großen, gebogenen Säbel zu scheppern, mit den musikalischen Sporen zu klir-

ren. Er klirrt, scheppert, schreitet mit anmutiger Männlichkeit in einer kleinen Wolke aus Kriegsmusik dahin und ist dennoch ein friedlicher Mensch – und, als hätte er keinen gewaltigen Schleppsäbel, sondern nur einen Regenschirm, so zwingt er sich durch die dichtgeballten Gruppen der Händler, welche die Politik der Welt besprechen und einen Handel abschließen und beides gleichzeitig. So demokratisch ist hier das Militär. Ich sah einen Oberleutnant mit vielen Kriegsauszeichnungen und bunten Bändchen an der Brust. In der Hand trug er ein Glas «Eingemachtes». Seiner Frau hielt er den Marktkorb. Dieser Kopfsprung ins Ewig-Menschliche, ins Private, ins Häusliche versöhnt mit den kriegesischen Wolken aus Sporenklang und Ordensglanz. In anderen Städten trägt ein «Bursche», drei Schritte hinter den Herrschaften Oberleutnants, das Eingemachte. Manchmal ist es gut zu sehen, daß ein Oberleutnant ein Mensch ist.

Die Stadt demokratisiert, vereinfacht, vermenschlicht, und es scheint, daß diese Eigenschaften mit ihren kosmopolitischen Neigungen zusammenhängt. Die Tendenz ins Weite ist immer gleichzeitig ein Wille zur selbstverständlichen Sachlichkeit. Man kann nicht feierlich sein, wenn man vielfältig ist. Sakrales selbst wird hier populär. Die großen, alten Kirchen treten aus der Reserve ihres heiligen Zwecks und mischen sich unter das Volk. Und das Volk ist gläubig. Neben der großen Synagoge blüht der jüdische Straßenhandel. An ihren Mauern lehnen die Händler. Vor den Kirchenportalen hocken die Bettler. Wenn der liebe Gott nach Lemberg käme, er ginge zu Fuß durch die «Straße der Legionen».

Straßen, Plätze, Häuser, die vornehm zu sein die Bestimmung und die Pflicht haben, Schlösser hinter Gittern, öffent-

liche Gebäude, zu denen man auf Stiegen emporschreitet – alle sind populär. Die strenge Form lockert sich volkstümlich. Die Milderung der strengen Form artet auch in Unordnung aus, in zerstörende Langsamkeit, selbstmörderische Verwirrung. Die Gesetze sind zahlreich. Ihre Übertretung oberstes Gesetz, wenn auch ungeschriebenes. Der alte «österreichische Schlendrian» findet eine adäquate Fortsetzung in der Lässigkeit, die slawisch ist und eine Begleiterin der Melancholie.

Es gibt ein Literaten-Café, «Roma» heißt es. Gute Bürger besuchen es. Auch hier verwischen sich die Grenzen zwischen Seßhaftigkeit und Bohème. Der Sohn des bekannten Rechtsanwalts ist Stammgast, Regisseur, Literat. Am Nebentisch könnten seine Angehörigen sitzen. Alle Trennungsstriche sind mit schwacher, kaum sichtbarer Kreide gezogen.

Es ist die Stadt der verwischten Grenzen. Der östlichste Ausläufer der alten kaiserlich und königlichen Welt. Hinter Lemberg beginnt Rußland, eine andere Welt. Das weit westlichere Krakau ist weniger österreichisch. Es blieb immer ein nationales Museum. Zwischen Wien und Lemberg ist heute noch, wie immer, der Radioaustausch der Kultur. Aber Bukarest ist noch dazu gekommen. Der Umsturz hat nämlich alle galizischen Städte um einige Meilen nach Osten gerückt. Vielleicht zum Segen des Ostens ...

*Zweite Folge der dreiteiligen Serie «Reise durch Galizien»,
Frankfurter Zeitung, 22. November 1924*

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de